

# Sammlungstagung 2011, Jena

## Zusammenfassungen der Gruppenarbeiten

H. Brüning, M. S. Fischer, M. Glaubrecht, Th. Habel, K. Mauersberger,  
Th. Schnalke, C. Weber, Ph. W. Balsiger (Redaktion)

# Arbeitsgruppe Selbstorganisation

*Moderation: M. S. Fischer / K. Mauersberger*

Zum Thema *Selbstorganisation* lagen nur vier Anmeldungen von Statements aus den Sammlungen vor, so dass der Einstieg in die Diskussion über eine kurze Vorstellung der Thematik durch Professor Fischer erfolgte, die auf die einschlägigen Passagen der Empfehlung des Wissenschaftsrates abhob. Ziel der Diskussion sollte die Suche nach praktischen Lösungen für eine breit aufgestellte Institutionalisierung des Sammlungswesens sowie für die Neueinrichtung und Entwicklung entsprechender Organisationsstrukturen auf den verschiedenen Ebenen der wissenschaftlichen Sammlungstätigkeit sein. Die Situation sei so günstig wie noch nie, es komme jetzt darauf an, die Aufbruchstimmung zu nutzen, um aus diversen Erfahrungen, Defiziten und bewährten Ansätzen der unterschiedlichen Einrichtungen ein neues Konzept der Selbstorganisation zu formulieren.

Den konkreten Vorstellungen und Forderungen des Wissenschaftsrates folgend, wurden strukturell vier Handlungsebenen angesprochen:

- (a) die kustodiale Arbeit an der Sammlungsbasis als Kerngeschäft,
- (b) die lokale Netzwerkbildung zur Sammlungsbetreuung an den Universitäten,
- (c) als föderale Zwischenebene: Kommunikation und Kooperation mit außeruniversitären Museen (WGL-Forschungsmuseen) und Gremien musealer Tätigkeit,
- (d) Einrichtung einer nationalen Koordinierungsgruppe.

Im Einzelnen lieferte die Diskussion folgende Ergebnisse:

### **Kustodiale Arbeit:**

Die Konsolidierung der *kustodialen Basis* kann auf Dauer nur durch eine Stabilisierung der personellen und finanziellen Situation an den Sammlungen erreicht werden. Dem sind durch die Beschränkungen der universitären Haushalte allerdings Grenzen gesetzt. Daher empfiehlt es sich, an Universitäten mit einer nennenswerten Anzahl von Sammlungen eine Stabsstelle einzurichten, welche den Leitungsebenen unterstellt wird (Rektor/Präsident) und als unabhängige Instanz die Sammlungstätigkeit der Bildungseinrichtung berät, koordiniert und als Schnittstelle für den nötigen Informationsfluss zwischen kustodiale Basis und Leitungsgremien Sorge trägt. Die Größe, ab der eine Universität eine solche zentrale Stelle einrichten sollte, kann nicht absolut festgelegt werden. Es ist dabei abzuwägen, ob eine finanzielle Förderung der einzelnen Sammlungen angemessener erscheint, als die Einrichtung einer zentralen Stelle. Der Diversität der Organisationsstrukturen der Einrichtungen ist dabei Rechnung zu tragen, es gibt keinen Königsweg für die *Selbstorganisation*. Die Wege werden mithin unterschiedlich sein, doch zeichnen sich indessen bewährte Herangehensweisen ab. So sind an einigen ostdeutschen Universitäten mit der Fortsetzung der Tätigkeit zentraler Kustodien Wege eingeschlagen worden, an die neuerdings mit der Bestellung zentraler Sammlungsbeauftragter angeknüpft wird. Derlei zentrale Einrichtungen sind bislang an fünf Universitäten arbeitsfähig zu beobachten.

Ein entsprechender Anforderungskatalog wurde am Fallbeispiel des Jenaer Modells (TILDE BAYER) diskutiert. Grundsätzlich war man sich einig, dass eine solche Stelle dauerhaft und unabhängig von engeren Sammlungsinteressen eingerichtet werden müsse, um eine kontinuierliche Sammlungstätigkeit zu gewährleisten. Es könne sowohl eine kustodiale als auch eine wissenschaftliche Stelle sein, vorrangig sei die einschlägige Kompetenz. Erfahrungen zeigten, dass der Aufbau einer solchen Stelle, die das Vertrauen aller Beteiligten genieße, viel Fingerspitzengefühl, Kollegialität und Sensibilität erfordere, um den nötigen Rückhalt bei Sammlungsbetreuern, bewahrenden Einrichtungen (Fakultäten, Institute, Lehrstühle) und Universitätsleitungen zu gewinnen. Die Qualitäten der Stelleninhaber sollten daher auf dem Gebiet des Kommunizierens, Koordinierens und Beratens liegen — sie seien die Netzwerker und Sprachrohre des universitären Sammlungsgeschehens. Im Weiteren wurde auch die mögliche Etatzuschreibung, die Betreuung der ehrenamtlichen

Sammlungskustoden sowie die Einbindung in ein gesamtuniversitäres Konzept thematisiert.

Exemplarisch für Erfolg und Vorzüge dieser Organisationsstruktur stehen Stellung und Aufgabenkatalog der Jenaer Sammlungsbeauftragten, der Bestandsaufnahme, Qualitätssicherung, Ansprechpartner für Sammlungen und Gesammeltes, Unterstützung bei Förderanträgen, Beratung der Universitätsleitung, Kommunikation, Präsentation und Vermittlung, Fortbildung sowie Pflege von Außenkontakten und Öffentlichkeitsarbeit umfasst.

Das Fallbeispiel der völkerkundlichen Sammlung der Universität Marburg (DAGMAR SCHWEITZER DE PALCIOS) zeigte, dass die anliegenden Probleme oft einen solchen Druck erzeugten, dass für die Einrichtung einer zentralen Stelle plädiert werden könne. Die Bewältigung der Zugänge, Magazinsituation, beschränkte Ausstellungsmöglichkeiten usw. sprechen oft für einen Sammlungsalltag, in dem es schwierig genug sei, den Status quo aufrecht zu erhalten und Fortschritte kaum zu erkennen sind.

Das Fallbeispiel der Zusammenlegung von naturwissenschaftlichen Sammlungen mit dem Archiv der Martin-Luther Universität Halle-Wittenberg an einen gemeinsamen Standort (FRANK STEINHEIMER) zeigte Möglichkeiten der Schaffung von Synergien und Fördermöglichkeiten für die Wissenschaftsgeschichte auf, wobei eine begründete Zusammenlegung keinesfalls den Empfehlungen des Wissenschaftsrates widerspräche. Synergien zeichneten sich vor allem gebäudetechnisch, kustodial, personell, sicherheitstechnisch sowie in übergreifenden wissenschaftshistorischen Projekten am Objekt ab.

### **Kommunikationsstruktur:**

Hinsichtlich der Ausbildung föderaler Kommunikationsstrukturen wurden die länderspezifischen Einrichtungen beleuchtet. So gibt es neben den regional unterschiedlich ausgeprägten Museumsbünden in einigen Ländern kooperationsbereite Landesstellen für Museumswesen. Der Austausch zwischen föderalen Einrichtungen wie Landesmuseen oder Stiftungen mit Universitäten sind in allen Bundesländern verbesserungswürdig. Nur in wenigen Bundesländern gibt es eine teilweise auch erst beginnende Kooperation wie im Norddeutschen Museumsbund oder in Sachsen.

Intensiviert und forciert werden sollte die Vernetzung mit den außeruniversitären Forschungsmuseen (GWL) auf regionaler Ebene, um lokale und regionale Netzwerke und Ressourcen noch besser für gemeinsame Vorhaben in Forschung, Ausstellung oder Digitalisierung der Bestände zu aktivieren.

Ausführlich wurde die Einrichtung einer *nationalen Koordinierungsgruppe* besprochen. Der hier referierte Stand bezieht die anschließende Diskussion im Plenum ein. Eine nationale Koordinierungsgruppe sollte sich bei möglichst kleiner Größe aus Fachvertretern und Nutzern, sowie Vertretern von HRK, WGL und Museumsverband zusammensetzen. Sie sollte unmittelbar dem BMBF angeschlossen sein oder von diesem einberufen werden. Die Wahl der Fachvertreter sollte aus einem der Sammlungstagung entsprechenden Gremium erfolgen. Als Namen für dieses Plenum wurde "Bundestag oder Bundestagung der wissenschaftlichen Sammlungen" vorgeschlagen. Dieses Gremium wird vom BMBF als autorisierte Selbstorganisation anerkannt. Das BMBF wird gebeten bis zur nächsten und ersten ordentlichen Tagung ein Gremium zu bestellen, welches bis zum Herbst die wichtigsten Aufgaben und Funktionen definiert und dem Plenum vorstellt.

Die nationale Koordinierungsgruppe soll eine Geschäftsstelle erhalten. Ihre wichtigsten Aufgaben sollen u.a. sein:

- Aufbau der Kommunikation und Koordination der lokalen und föderalen Aktivitäten im Nachgang zu der Empfehlung des Wissenschaftsrates;
- Appellationsinstanz für Sammlungen;
- Entwicklung der Selbstevaluierungskriterien;
- Entwicklung der Kooperation mit den WGL-Instituten;
- Beförderung der Diskussion über digitale Standards in den wissenschaftlichen Sammlungen;
- Klärung der Frage des Kulturschutzes von wissenschaftlichen Sammlungen in den verschiedenen Bundesländern.

### **Koordinierungsgruppe:**

Der nationalen Koordinierungsgruppe kommt also gleichermaßen eine initiale wie koordinierende Funktion zu. Aus dem Plenum wurde vorgeschlagen, bis auf weiteres die provisorische Geschäftsstelle bei Frau Dr. Weber anzusiedeln, dem wurde per Akklamation zugestimmt und Frau Dr. Weber wurde die Unterstützung des BMBF zugesichert.

# Präsentation und Vermittlung

*Moderation: Th. Schnalke / C. Weber*

Es gab acht Vorträge aus unterschiedlichen Arbeitsgebieten der Universität, davon zwei aus dem geisteswissenschaftlichen und sechs aus dem naturwissenschaftlichen Bereich. Die einzelnen Beiträge haben eine lebhaft und intensive Diskussion ausgelöst. Im Folgenden sind die wesentlichen Ergebnisse zusammengefasst:

1. Sowohl das Arbeiten mit als auch das Präsentieren von Objekten aus universitären wissenschaftlichen Sammlungen wird grundsätzlich positiv aufgenommen, bei Studenten, Schülern und der breiten Öffentlichkeit. Einer der Gründe ist sicher die *haptische Qualität* der Objekte und die Möglichkeit, Dinge zu begreifen. Dazu kommt die Aura des Originals, die einen besonderen Reiz bietet.
2. Die Erfahrungen der Vergangenheit haben gezeigt, dass eine Sammlung durch die Arbeit mit Objekten erheblich aufgewertet wird; demnach sollte sie konsequent in die Lehre einbezogen werden. Voraussetzung ist ein starkes Leitbild bzw. ein scharfes Profil, das als Ausgangspunkt für alle Maßnahmen dienen kann. Dabei sollte sich die Positionsbestimmung zunächst auf eine geringe Anzahl von Objekten oder Aktivitäten konzentrieren, da es wesentlich leichter fällt, einzelne, begrenzte Forderungen durchzusetzen als ein Gesamtpaket ("Reduktion").
3. Bei den meisten Aktivitäten kann eine Kooperation mit anderen Einrichtungen (z.B. innerhalb der Universität) sehr förderlich sein. Für historische Sammlungen empfiehlt sich zudem die Einbindung in größere Komplexe (Beispiel TU Dresden: Einbindung der historischen Farbstoff- und Textilsammlung in das Kompetenzzentrum Farbe).

4. In der universitären Lehre kann die Sammlung sehr gut als Laboratorium eingesetzt werden. Bewährt hat sich hier vor allem das Format des Projektseminars, bei dem sowohl theoretische als auch praktische Kenntnisse vermittelt werden. Diese Art von Lehrveranstaltung ermöglicht in besonderem Maße Einblicke in die Prozesshaftigkeit von Wissenschaft. Empfohlen werden auch hier Kooperationen mit Kollegen und anderen Experten. Objekte aus historischen Sammlungen sind im übrigen hervorragend dazu geeignet, schwierige Sachverhalte zu veranschaulichen. Sie sollten daher auch immer wieder in aktuelle Vorlesungen einbezogen werden (Beispiel Physik).
5. (Historische) Sammlungen sind erstklassige Quellen und Arbeitsfelder für Qualifikationsarbeiten. Die Sammlungsverantwortlichen sind hier gefragt, passende Themen anzuregen.
6. Sammlungen sind gut geeignet, den Nachwuchs anzusprechen und junge Leute an die Wissenschaft heranzuführen. Schülergruppen sollten daher — soweit möglich — in die vielfältigen Aktivitäten der Sammlungen einbezogen werden. Eine Möglichkeit liegt in der Zusammenarbeit mit der an vielen Orten angebotenen Kinder-Uni. In diesem Zusammenhang stellt sich allerdings die Frage nach der Auswirkung auf das Lehrdeputat. Kurse oder Unterricht für Schüler sollten anerkannt und angerechnet werden. Bei der Nachwuchsgewinnung besteht jedenfalls ein großes Potential, das es zu nutzen gilt. Dabei könnten Emeriti unterstützend wirken, allerdings nicht in verantwortlicher Position. Zu überlegen wäre auch, ob Sammlungen in der Zukunft nicht auch sinnvoll in der Erwachsenenbildung eingesetzt werden können.
7. Die dargestellten Beispiele aus dem Bereich Präsentation machen deutlich, dass vor allem solche Ausstellungen erfolgreich sind, die ganz gezielt aktuelle Forschungsfragen thematisieren und einen Alltagsbezug zur Zielgruppe herstellen können.

Durch zwei Impulsreferate der Arbeitsgruppenleiter wurde die Diskussion vom Vortag aufgegriffen und vertiefend weitergeführt. Die Aussprache zeitigte bezogen auf die beiden Aspekte „Präsentation“ und „Vermittlung“ folgende übergreifende Ergebnisse:

- Hinsichtlich der einschlägigen Nutzung der Sammlungen hat sich an etlichen Universitäten über die letzten Jahre hinweg eine Kultur ent-

wickelt, die sich als kreative Vielfalt kennzeichnen lässt. Diese gilt es individuell weiter zu entwickeln und auszubauen, um etablierte Ansätze zu schärfen und neue Formate und Konzepte zu erdenken und zu erproben. Dabei kann es hilfreich sein, aus den Sammlungen heraus den Universitätsleitungen bestimmte Stichworte zu liefern (etwa Jahresthemen vorzuschlagen), die die Ressourcen und Aktivitäten vor Ort bündeln und im Effekt synergistisch optimieren. Als Resultat einer Lehrveranstaltung (z.B. eines Projektseminars) oder eines Ausstellungsvorhabens muss nicht immer ein Großprojekt angestrebt werden, obgleich auch dieses — hin und wieder avisiert — für die Entwicklung einer verstärkten Nutzung der Sammlungen vor Ort seinen katalytischen Sinn hat. Oftmals sind es gerade die kleineren, pfiffig ersonnenen und umgesetzten Formate und Konzepte („ein Objekt pro Vitrine“), die einen enormen Effekt erzielen.

- In beiden Bereichen „Präsentation“ und „Vermittlung“ ist inzwischen vielfach vor Ort eine Qualität erreicht, hinter die die Anstrengungen nicht zurückfallen sollten. Dies bedingt ein Grundmaß an Professionalität, das eingehalten werden sollte, und das vor allem eines voraussetzt:
- Kenntnis der Sammlungen: Um mit Sammlungen und ihren Objekten kreativ und nachhaltig hinsichtlich Präsentation und Vermittlung arbeiten zu können, müssen die Sammlungsbestände erschlossen und damit den Akteuren bekannt sein. Die Sammlungsverantwortlichen sollten benennen können, was ihre Sammlungen individuell charakterisiert (Umfang, Profil, Stärken, Lücken, etc.), um daraus valide Format- und Konzeptideen für Lehrveranstaltungen und Ausstellungsvorhaben entwickeln zu können.

Im Einzelnen ergab die Diskussion, bezogen auf die beiden aufgerufenen Aspekte, folgende Ergebnisse:

### **Vermittlung (Lehre)**

1. In einigen Fächern (z.B. Archäologie oder Ägyptologie) scheint momentan die Arbeit an und mit (Sammlungs-)Objekten eher rückläufig. Hier gilt es, neue Ansätze zu finden, um wieder mehr Anreize für eine intensivere Beschäftigung mit den Dingen zu setzen.

2. Neben einer fachspezifisch ausgerichteten Lehre an und mit Objekten scheinen insbesondere interdisziplinär angelegte Ansätze zukunftsfähig. Gerade die im so genannten Bologna-Prozess neu aufgelegten Bachelor- und Masterstudiengänge verweisen in den einschlägigen Studienordnungen oft auf die Vermittlung von Kenntnissen und Fertigkeiten in der musealen Vermittlung von Wissensinhalten. Hier gilt es, die Vorgaben in inhaltlicher wie auch organisatorischer Dimension (Ausstellungsmanagement) durch geeignete Lehrangebote umzusetzen.
3. Die Umsetzung von objektzentrierten Lehrveranstaltungen mit dem Ziel einer öffentlichen Präsentation bietet neben den zugangsförderlichen Aspekten der Aura und Haptik der Dinge die Chance, Idee und Wirklichkeit in einer ernsthaften Verantwortlichkeit für das Nachaußenstellen und Freigeben von Arbeitsergebnissen zusammenzuführen.
4. In der Diskussion überwog die Auffassung, dass künftig nicht so viel Wert darauf gelegt werden sollte, flächendeckend eigene Studiengänge (*Museums' Studies / Object Studies*) einzuführen. Vielmehr solle in der universitären Ausbildung eine Verschränkung von Fachwissen und Vermittlungs-/ Präsentationskompetenz angestrebt werden.
5. Als wesentlich wurde empfohlen, über den Aspekt „Lehrdeputat“ neu nachzudenken. Zum einen erweisen sich ambitionierte Projektseminare oft insbesondere für die Lehrenden als sehr zeitintensiv, zum anderen weitet sich Lehre immer mehr in einen Bildungsauftrag, den die Universitäten über die enge Gruppe der Studierenden hinaus in die breite Öffentlichkeit hinein erbringen. Diesem Umstand gilt es bei der Bemessung von Lehrzeiten und Lehrpersonal Rechnung zu tragen.

### **Präsentation (Ausstellung)**

1. Um universitäre Sammlungen und Sammlungsobjekte sachgerecht und anschaulich ausstellen zu können, bedarf es an jeder Universität eines definierten Orts. Die Arbeitsgruppe empfiehlt jeder Universität, vor Ort zumindest einen zentralen Schauraum auszuweisen (die Größe spielt zunächst keine Rolle), der für einschlägige Präsentationen vorgehalten wird und immer wieder von neuem mit Ausstellungen bespielt werden kann. Dieser Schauraum kann als solitärer Wechselveranstaltungsort fungieren. Idealerweise ist er eingebunden in eine museale In-

frastruktur mit den Kernfunktionen: Sammlung (Depots), Dauer- und Wechselausstellungen, Veranstaltungsbereich (Seminare, Empfänge).

2. Professionalität hinsichtlich der Konzeption und Umsetzung von Ausstellungen mit universitärem Sammlungsgut meint insbesondere auch die Nutzung der vorhandenen Forschungsinfrastruktur und der versammelten Kernkompetenzen vor Ort in den Universitäten. Es wird insbesondere empfohlen, an den jeweiligen Universitäten ein Netzwerk von Sammlungskustoden und assoziierten Experten (die nicht unbedingt über eigene Sammlungsbestände verfügen) aufzubauen und zu pflegen, über die Forschungsfragen geklärt werden können, aber auch eine überregionale Weiterleitung von Recherche- und Objektanfragen erfolgen kann.
3. In der Realisierung von Ausstellungen sollte auf die Hilfe professioneller Gestalter, Grafiker, Medienspezialisten und Ausstellungsbauer zurückgegriffen werden. Diesbezüglich finden sich häufig an der gleichen Universität oder an benachbarten Hochschulen Dozenten und Studierende, die im Rahmen von Lehrkooperationen eingebunden werden können.
4. Wichtig ist für jede (universitäre) Ausstellung eine gekonnte Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, für die in aller Regel vor Ort auf die einschlägigen Universitätsabteilungen (Geschäftsbereich Unternehmenskommunikation) zurück gegriffen werden kann.
5. Von größter Bedeutung ist die universitätsinterne Kommunikation von Ausstellungsprojekten und -inhalten in die Gliederungen des eigenen Fachs, aber vor allem auch in die Kreise der Universitätsleitungen hinein, um hier die grundlegend notwendige Akzeptanz zu finden und deutlich zu machen, welches Imagepotential diese Art von Sichtbarkeit für die Hochschule besitzt.
6. Grundsätzlich stellt sich die Frage nach dem Status von aus den Sammlungen geschöpften, thematisch gebundenen Ausstellungen in den Wissenschaften. Die Arbeitsgruppe empfiehlt, derartige Ausstellungen als ein eigenständiges wissenschaftliches Publikationsformat anzusehen und zu würdigen. Um die Anerkennung in wissenschaftlichen Kreisen zu steigern gilt es
  - einen Bewusstseinswandel (auch in den eigenen Köpfen) einzuleiten;

- auf den hohen Impact (Besucherzahlen) hinzuweisen, den derartige Ausstellungen generieren;
- nach Wegen zu suchen, Ausstellungen kritisch zu würdigen (Fachrezensionen);
- Ausstellungen selbstbewusst in Lebensläufen unter die wissenschaftlichen Publikationen zu listen.

Zentral erscheint es in diesem Zusammenhang, die Erarbeitung von Ausstellungen stärker mit der Forschungsarbeit zu verzahnen. Eine derartig parallel getaktete Ausstellung versteht sich bis zu einem gewissen Grad nicht nur als eine wissenschöpfende, sondern auch als wissensgenerierende und forschungsleitende Praktik. So sollte häufiger der Versuch unternommen werden, eine Ausstellung als Teil eines Forschungsprogramms festzuschreiben und dieses auch von Beginn an bei entsprechenden Forschungsförderorganisationen mit zu beantragen. Dies erfordert andererseits von den Forschungsförderorganisationen ein Umdenken dahingehend, dass nicht nur die wissenschaftlich-konzeptionelle Erarbeitung von Ausstellungen, sondern auch die Produktion von themenzentrierten Ausstellungen (hier handelt es sich analog zum Tagungsband um ein einschlägiges wissenschaftliches Publikationsformat) förderungswürdig ist.

# Digitale Erschließung

*Moderation: J. Brüning / Th. Habel*

Bei den fünf Beiträgen über Sammlungsdatenbanken in universitären Sammlungen haben wir Grade der digitalen Erschließung feststellen können:

1. Eine erschlossene Sammlung von analogen Flachware-Reprografien wurde mit sparsamen Metadaten, aber sehr guter Bildqualität der Digitalisate im Internet veröffentlicht. Suchanfragen werden dadurch möglich, der eigentliche Wert liegt aber in der Zurverfügungstellung des Materials (Urkunden) für das direkte Quellenstudium.
2. Erschließungsdaten gehen in ein von der Forschungsinstitution vorgegebenes Inventarisierungs- und Recherchesystem ein, das ein einheitliches Verbundportal bildet.
3. Verschiedenartig abgelegte Daten werden in ein Verbundsystem eingegeben, das die Metadaten normalisiert und damit eine einheitlich gestaltete Abfragemaske für alles ermöglicht.
4. Es gibt aber auch Einzellösungen, die einen publizistischen und inhaltlichen Mehrwert erzeugen: Etwa die 3D-Modellierung aus zweidimensional hochauflösend eingescannten histologischen Schnittpräparaten wird zu einem neuen Forschungsgegenstand und Lehrmittel. Oder eine Datenbank für mongolische Herbarbelege wird durch Habitusfotos und ökologische Informationen zu einer regelrechten Landesflora ausgebaut.

Bei der Frage nach der Netzpublikationsform ist also zunächst nach der Zielgruppe und den Anwendungsaspekten zu fragen. Ganz im Gegensatz zu der Realität an Universitätssammlungen — es wurden entsprechende Erschließungsstatistiken gezeigt — gab es im Plenum keine Stimme für die verbreitete

Verweigerung der digitalen Erschließung und Veröffentlichung von universitären Sammlungsdaten. Aber es ist nur folgerichtig, dass dieser Kustodenkreis einer Veranstaltung wie unserer fernbleibt. Es gab ferner keine Stimme für eine rein institutsinterne Sammlungserschließung, die in der Realität oft bevorzugt wird.

Es herrschte im Plenum Konsens, dass Digitalisate (es wurde nur von 2- und 3-dimensionalen Bildern, nicht von Tönen, Filmen oder Messwertdaten gesprochen) unabdingbar zur Erschließung gehören und dass dabei entsprechende Qualitätsstandards eingehalten werden müssen.

Provokant wurde die Frage in den Raum gestellt, ob in Zeiten der Volltextindexierung bei hoch leistungsfähigen Suchmaschinen überhaupt kontrolliertes Schlagwort-Vokabular vonnöten ist. Die Diskussionstendenz ging in die Richtung unabdingbarer Schlagwoorthierarchien bei Fachsystematiken und flachen, angepassten Wortlisten bei der Sachverschlagnung. An einem Beispiel der Veröffentlichung ethnologischer Objekte (gleiches gilt für medizinhistorische Sammlungen) wurde das ethische Problem der Zurschaustellung zu schützender Personendaten oder religiöser Ausübung erörtert. Weiter erreicht missbräuchliche Verwendung von Bildern (nicht autorisierter Druck von Bildschirmansichten in zweifelhaften Zeitschriften) in solchen Fällen eine besondere Dimension.

Bessere Vernetzung und besserer Austausch zwischen Sammlungsmitarbeitern ist zukünftig gefordert. Die Arbeitsgruppe empfiehlt dem Tagungsveranstalter, eine Adressliste der teilnehmenden Personen allen zur Verfügung zu stellen. In der Folge sollten Adresslisten für Expertenwissen zusammengetragen werden. Der Austausch innerhalb der Universitäten sollte in stärkerem Maße ausgebaut werden und insbesondere die Fachgruppe Dokumentation des Museumsbunds und deren Veröffentlichungen und Empfehlungen immer konsultiert werden. Die Arbeitsgruppe dieser Tagung sollte in lockerem Verbund bestehen bleiben und Treffen zu spezifischen Fragen veranstalten. Eine Netzplattform, ein Wiki oder ein Blog wäre für den informellen Austausch nützlich.

**Sitzungsprotokoll vom 2. April** Da sich gezeigt hat, dass die Vielzahl der Beiträge einen wahrscheinlich repräsentativen Querschnitt durch die derzeitigen wissenschaftlichen Anliegen und dokumentarischen Tendenzen bietet, halten wir es für sinnvoll, dass alle Beiträge in kurzer, pointierter Form noch einmal schriftlich dargestellt und als Arbeitsgrundlage für zukünftige

Strategien systematisch ausgewertet werden. Schon jetzt können in Erweiterung der Zusammenschau der Beiträge von Freitag weitere klare Richtungen ausgemacht werden:

Die Sammlungen experimentieren mit Optimierungsverfahren für die wirklich objektrelevante Dokumentation. Das scheinen Anbieter proprietärer Systeme nicht in dem Maße zu tun. Da wurden zum Beispiel in einem Programm für Schriftguterfassung mit Hilfe eines geeigneten Datenfeldkatalogs und einer geschickten, angemessenen Verschlagwortung völlig heterogene Objektbestände erfasst und selbst informationsarme Gegenstände durch Verknüpfung mit Schlagwörtern auffindbar gemacht.

Andere Projekte befassen sich mit verbesserten Verfahren zur bildlichen Objektdarstellung, etwa einer erheblich verbesserten Oberflächenstrukturwiedergabe durch Oberflächenscan. 3D-Scan scheint dabei inzwischen auch vom Erstellungsaufwand und von der Rechnerperformance her für geeignete plastische Objekte zu einer ernsthaften Option zu werden. Als weitere Möglichkeit zur Darstellung komplexer Maschinen wurde die Modellierung als CAD-Funktionsmodell vorgestellt.

Auf der Ebene der Wissenschaftsorganisation kommen Forschungsdatenbanken hinzu, die — wie ein Projekt zur Erfassung physischer Anschauungs- und Funktionsmodelle aus der Lehre — nicht eigene Sammlungsbestände darstellt, sondern eine Informations- und Forschungsplattform für alle Institutionen bildet, die derartige Objekte besitzen.

Auf dem Feld der Sammlungsportale, die Datenbanken gleicher oder verschiedener Softwaresysteme gemeinsam darstellen und recherchierbar machen, gibt es zwei Grundausrichtungen zu erkennen: 1. eine heterogene und 2. eine thematisch eingegrenzte.

1. Heterogene Portale bündeln größere Objekt- oder Digitalisatsammlungen und vereinheitlichen die Abfragemöglichkeiten. Damit liefern sie ohne größeren Aufwand Netzauftritte verschiedenartiger oder thematisch verwandter Sammlungen. Digicult etwa ermöglicht über geeignete Datenmasken und umfangreiches kontrolliertes Vokabular auch kleinen und kleinsten Museen und Instituten sowohl mit geistes- als auch Natur- und geowissenschaftlichen Sammlungen professionelle Objektverwaltung wie auch einen Netzauftritt.
2. Verwaltung und Netzauftritt sowie dezentrale Dateneingaben ermöglichen auch die sehr ausgeklügelten Systeme von Zentren der Biodiver-

sitätsforschung. Hier sind besonders die dem Forschungsstand anpassbaren Schlagworthierarchieebenen hervorzuheben, die nicht mehr und nicht weniger als die biologische oder paläontologische Systematik sind. Hier zeigt sich eine bislang nicht betrachtete Qualität: Die Objektdatenbanken nehmen den Status von nomenklatorischen Referenzwerken ein wie früher erheblich tragere Buch- und Zeitschriftenpublikationen. Das gilt in unseren Beispielen besonders für ein Projekt zur Verdatung von mikrobiologischen und mykologischen Sammlungen von Lebendkulturen. Auch in den Geisteswissenschaften funktioniert Zentralisierung, wie ein Beispiel der Inventarisierung mit Arachne, der Bilddatenbank des Deutschen Archäologischen Instituts zeigt.

Wir müssen uns auf dem hier auf der Sammlungstagung 2011 präsentierten Niveau nicht mehr über dokumentarische Grundregeln unterhalten, wohl aber weiterhin über Schnittstellen, Austauschformate und vor allem die qualifizierte Verschlagwortung als Dreh- und Angelpunkt der Erschließung komplexer Sachverhalte. Weiterhin sind Optimierungen der verwendeten Softwares ein Dauerthema, wie auch natürlich bei Neuinventarisierungen die Wahl des geeigneten Systems nach wie vor schwierig ist. Empfehlungen und Vergleichsuntersuchungen — etwa der Fachgruppe Dokumentation des Museumsbundes — sind da immer zu konsultieren.

Für die Organisation unserer sich gerade hier konstituierenden Fachgruppe Dokumentation von Universitätssammlungen ist seit dem 2. April die Nutzung des Sammlungswiki am Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik an der HU beschlossene Sache, aber auch weitere Zusammenkünfte, jedoch in einer anderen Arbeitsform: Nicht mehr Screenshotpräsentationen auf Powerpoint sollen dem Austausch dienen, sondern praktisches Lernen online. Wir werden einen Workshop zur Optimierung der Objekterfassung in verschiedenen Systemen durchführen und zum Softwarevergleich unter diesem Aspekt, weil wir feststellen mussten, dass unsere Hauptprobleme nicht auf dokumentarischer oder technischer Seite liegen, sondern das Thema der praktischen Datenaufnahme, der Informationsbeschaffung aus alten Etiketten, der Objektvermessung und oft auch der Objektneubestimmung die Bremsen einer zügigen Inventarisierung und Erschließung sind. Wir betonen, dass diese Arbeiten hoch qualitativ sein müssen und zukünftig bei Förderungen nach betriebswirtschaftlich bezifferbarer Inventarisierungsleistung unbedingt neu bewertet werden sollten.

Wir betonen gleichlautend zu den Empfehlungen des Wissenschaftsrates un-

sere Bevorzugung von Open-Source-Software und einer Bevorzugung von Systemen, die auf allen gängigen Betriebssystemen laufen. Das soll aber nicht bedeuten, dass Einrichtungen, die gute Erfahrungen mit proprietären Systemen gemacht haben und diese auch zukünftig finanzieren können, unbedingt ihre Anbieter kündigen sollten.

Es wird auch in den Raum gestellt, ob es nicht aus Gründen der Datensicherheit zu überdenken ist, ob Browser-unabhängige Systeme in die Zukunft weisen.

Wir streben weiterhin die Vollinventarisierung der universitären wissenschaftlichen Sammlungen an.

# Wissenschaftliche Kriterien

*Moderation: Ph. Balsiger / M. Glaubrecht*

## Das Problem

Ausgangspunkt des hier vorgelegten Berichtes über die Arbeit in der Sektion "Wissenschaftliche Kriterien", die anlässlich der *Sammlungstagung 2011* im April in Jena in zwei Sitzungen geleistet wurde, ist die Beobachtung, daß das Potential der wissenschaftlichen Sammlungen für die Forschung nicht oder nur mangelhaft ausgeschöpft wird. Zur selben Feststellung gelangt auch der Deutsche Wissenschaftsrat in seinen *Empfehlungen zur Forschungsinfrastruktur 2011*:

Angesichts der Bedeutung von objektbasierter Forschung und der positiven öffentlichen Wahrnehmung stellt sich die Frage, ob die in Deutschland vorhandenen wissenschaftlichen Sammlungen gegenwärtig in geeigneter Weise als Objekte und Werkzeuge für die Forschung genutzt werden können sowie ob ihr wissenschaftliches Potential hinreichend erkennbar ist und angemessen ausgeschöpft werden kann. (WR 2011, 228)

Um die wissenschaftlichen Sammlungen einer solche Forschungsnutzung durch die Fachwissenschaftler besser zugänglich zu machen, sind gewisse Anforderungen zu erfüllen, die zum einen die wissenschaftlichen Sammlungen selbst als Ausdruck einer strukturierten Praxis des Zusammenführens von Einzelobjekten, zum andern aber auch die wissenschaftlichen Sammlungen als von interessierten Forscherinnen und Forschern wahrgenommene Einheiten auszeichnen.

Die Aufgabe der Arbeitsgruppe bestand somit darin, für diese beiden sammlungsrelevanten Perspektiven angemessene Kriterien zu entwickeln. In Hin-

blick auf die eigentliche Sammlungspraxis bedarf es der Standards, die nicht nur den täglichen Unterhalt der Objekte, sondern auch die nachhaltige (Bestandes-)Erhaltung eingerichteter wissenschaftlicher Sammlungen als Einheit und auch deren weitere Entwicklung anweisen (*sammlungsinterne Kriterien*). Darüber hinaus galt es für die Selbsteinschätzung als potentielle Forschungsinfrastruktur Bewertungsinstrumente zu entwickeln, die Auskünfte über die Nutzungswürdigkeit einer wissenschaftlichen Sammlung geben (*sammlungs-externe Kriterien*). Die Instrumente dieser beiden sammlungsrelevanten Perspektiven sollen dazu dienen, eine *angemessene Statusbestimmung* einer wissenschaftlichen Sammlung vorzunehmen.

### **Statusbestimmung wissenschaftlicher Sammlungen**

Eine solche Statusbestimmung einer wissenschaftlichen Sammlung soll als Ausgangspunkt für zweierlei dienen:

- In *prospektiver* Hinsicht soll dadurch die Grundlage für die konzeptionelle (Weiter-)Entwicklung der Sammlung gelegt werden („perspektivische Potentialanalyse“, Stärken-Schwächen-Profil, etc.). Durch eine solche Statusbestimmung wird eine fundierte Entscheidungsgrundlage für allfällige Kauf- bzw. Verkaufsoptionen für bzw. von (Teil-)Bereichen wissenschaftlicher Sammlungen geschaffen.
- *Deskriptiv* soll — neben der für Sammlungen selbstverständlichen Objekterfassung — eine Kartierung der aktuellen Sammlungsbestände vorgenommen werden. Dadurch lässt sich zu einem späteren Zeitpunkt rekonstruieren, welche Objekte einer Sammlung zu einem bestimmten Zeitpunkt sich an welcher Position befanden und in welcher Weise angeordnet waren. Auf diese Weise kann die Sammlungshistorie dokumentiert werden, die nicht nur Auskünfte über die Entwicklung einer wissenschaftlichen Sammlung gibt, sondern auch Auskünfte über den fachlichen Erkenntniszustand zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt.

Selbstverständlich ist für wissenschaftliche Sammlungen auch eine sachliche — vielleicht sogar finanzielle — Bewertung nicht nur einzelner Objekte oder von ganzen Objektserien erforderlich, sondern auch der gesamten Sammlung hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Nutzens. Ein solcher ergibt sich für den an einer Nutzung interessierten Wissenschaftler aus der Prüfung verschiedener Kriterien.

Eine umfassende Statusbestimmung wissenschaftlicher Sammlungen erfordert neben der — bei der Katalogisierung üblichen — *quantitativen* Erfassung, für wissenschaftliche Zwecke auch eine *qualitative Erfassung* der Sammlungsobjekte. Aus der Information, wie viele Exemplare von einem bestimmten Sammlungsobjekt in einer wissenschaftlichen Sammlung vorhanden sind, lässt sich ableiten, für welches Forschungsdesign respektive welchen methodischen Forschungsansatz die betreffende Sammlung und die darin enthaltenen Objekte geeignet ist. So wächst beispielsweise die wissenschaftliche Relevanz eines spezifischen Sammlungsgegenstands bzw. einer Objektart, wenn in der Sammlung eine große Zahl von Einzelexemplaren derselben Objektart vorhanden ist. Je breiter die empirische Grundlage, umso mehr ist die Möglichkeit geboten, wissenschaftliche Aussagen über die fragliche Objektart so allgemein zu formulieren, dass der epistemische Charakter der Untersuchung an wissenschaftlicher Relevanz gewinnt. Im Falle von wenigen oder nur singular vorhandenem Objektexemplaren hingegen, lassen sich beispielsweise typologische Beschreibungen von Objekten vornehmen, die in (wissenschaftlich durchaus relevante) Beschreibungen von Fallbeispielen münden können. Daraus ergeben sich wissenschaftliche Einzelaussagen, die für weitere Forschungen zumindest eine heuristische Funktion besitzen. Dies gilt besonders in denjenigen Fällen, wo einzelne vorhandene Objektexemplare einen ganzen Objekttypus repräsentieren.

Ein zweiter Schritt stellt die Bestimmung des qualitativen Zustandes der Sammlungsobjekte dar (*qualitative Bestimmung*). Eine solche qualitative Aussage muss interessierten Wissenschaftlern Informationen über den Erhaltungszustand der Sammlungsobjekte vermitteln. In einer Klassifizierung der *Qualitätsstandards* kann zwischen

- konservatorischen und
- konzeptionellen Standards.

unterschieden werden.

Die Erfüllung der *konservatorischen Standards* sollte für jede Sammlung, die wissenschaftlich genutzt werden will (oder soll), eine selbstverständliche Voraussetzung sein. Diese Voraussetzung impliziert, dass die Lagerung der Sammlungsobjekte nach den nachhaltigsten Kriterien der Objekterhaltung erfolgt. Ferner werden die einzelnen konservatorischen Massnahmen an den Objekten nach den jeweils gängigen und wissenschaftlich anerkannten Konservierungsstandards vollzogen und jeder konservatorische Schritt ist doku-

mentarisch festgehalten. Die Zustands-Qualität der Sammlungs-Objekte ist deshalb relevant, weil gut erhaltene und nach den gängigen konservatorischen Regeln gepflegte Objekte auch eine hohe Qualität der Forschungsergebnisse garantieren. Neben der Vollständigkeit der Objekte sowie der genauen Angabe möglicher Fehler sind für den forschungsinteressierten Wissenschaftler Informationen über weitere Objekteigenschaften wie beispielsweise Farbechtheit, Größe oder Mobilität und Funktionstüchtigkeit der Objekte von Bedeutung.

Als *konzeptionelle Standards* werden diejenigen Angaben bezeichnet, die Auskünfte über eine Sammlung als Einheit oder über einzelne Teilbereiche einer Sammlung geben. Eine *Volldokumentation* einer wissenschaftlichen Sammlung sollte interessierten Wissenschaftlern Auskünfte über die verschiedenen Entwicklungsschritte der gesamten Sammlung respektive einzelner Sammlungsteile in historischer wie systematischer Hinsicht geben. Dazu gehören neben einer *Sammlungskonzeption*, die über die allgemeine(n) und spezifische(n) Zielsetzung(en) einer Sammlung informiert, auch Auskünfte über deren aktuellen Realisierungsstand. Die Frage ist zu beantworten, ob die Sammlung bereits voll ausgebaut und damit vollständig ist oder ob und welche Ergänzungen noch angestrebt und gewünscht sind. Im Fall von nicht vollständig ausgebauten Sammlungen bzw. Sammlungsteilen sind Angaben über den Stand der Repräsentanz der Sammlung bzw. der Sammlungsteile erwünscht.

Im Einzelnen sind in einer Sammlungsdocumentation Informationen über die Sammlungsstandorte und -räume (Unterbringung der Objekte, Möglichkeiten des Zugangs zu den Objekten), über den Stand der Sammlungsentwicklung — dazu zählen auch Angaben zum Stand der Erschließung, der Inventarisierung und der Digitalisierung —, über die Gliederung und den Aufbau der Sammlung, die Provenienz von Teilen und der Sammlung als Ganzer sowie über die bisherigen wissenschaftlichen Nutzungen der gesamten Sammlungen oder einzelner Sammlungsteile gewünscht. Eine realistische Selbsteinschätzung in Bezug auf die vermutete Relevanz einer wissenschaftlichen Sammlung für potentielle Forschungsfragen kann zusätzlich dienlich sein.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass für die Statusbestimmung von wissenschaftlichen Sammlungen ein möglichst umfassender, sachgerechter Katalog von Kriterien erwünscht ist, der es interessierten Wissenschaftlern ermöglicht, Bewertungen von Sammlungen hinsichtlich seiner Bedürfnisse vorzunehmen. Der Wert der vorangehend skizzierten Statusbestimmungen wissenschaftlicher Sammlungen besteht also zunächst darin, die Möglichkeiten

wissenschaftlicher Sammlungen als Forschungsinfrastruktur sichtbar zu machen. Interessierte Wissenschaftler sollen in die Lage versetzt werden, die relevanten Merkmale und Eigenschaften jeder einzelnen wissenschaftlichen Sammlung für ihre Forschungszwecke erkennen zu können und damit über eine Entscheidungsgrundlage für die Gestaltung ihrer Forschungsdesigns zu verfügen. Für die wissenschaftlichen Sammlungen selbst, ergibt sich aus einer solchen Statusaufnahme eine Möglichkeit der Selbstdarstellung gegenüber der für die wissenschaftlichen Sammlungen wichtigsten Nutzergruppe. Gleichzeitig wird jedoch auch eine legitimierende Aussendarstellung der Sammlungen in der Öffentlichkeit vorgenommen, indem der Nutzen solcher Sammlungen sichtbar wird. Intern bekommen die Sammlungsverantwortlichen ein Führungsinstrument an die Hand, das für die weitere Entwicklung der jeweiligen Sammlung dienen kann.

### **Formen der Evaluation**

Die vorangehend skizzierte Statusbestimmung wissenschaftlicher Sammlungen im Sinne einer Selbsteinschätzung folgt der im Rahmen vom Deutschen Wissenschaftsrat 2011 empfohlenen Selbstorganisation der wissenschaftlichen Sammlungen. Sie kann sich zunächst nur an wenigen übergeordneten Orientierungshilfen ausrichten. Neben der Wahrung der Autonomie wissenschaftlicher Sammlungen durch diese nur minimal von außen angeregte Selbstdarstellung, besteht ein weiterer Grund für dieses Vorgehen in der großen Heterogenität wissenschaftlicher Sammlungen. Eine direkte Vergleichbarkeit wissenschaftlicher Sammlungen ist angesichts der unterschiedlichen materiellen Voraussetzungen und (universitäts-)organisatorischen Einbettungen wissenschaftlicher Sammlungen schwierig und schlussendlich wenig aussagekräftig. Gleichwohl sollte — auch im Interesse der wissenschaftlichen Sammlungen selbst — eine Möglichkeit der Evaluation der Statusbestimmungen eingerichtet werden. PETER STROHSCHNEIDER hat in seinem Grundsatz-Referat anlässlich der Sammlungstagung 2011 in Jena auf Punkte hingewiesen, die für die Evaluation wissenschaftlicher Sammlungen in Hinblick auf deren Potential als Forschungsinfrastruktur zusätzlich leitend sein können. Grundsätzlich gilt es für jede Form von Evaluation wissenschaftlicher Sammlungen zu bedenken, dass zwischen heutigen Forschungsinteressen und künftigen Ansprüchen und Erkenntnisinteressen große, heute nicht antizipierbare Differenzen klaffen können. Deshalb ist die Latenz einer Sammlung und ihre disziplinäre Offenheit ("Wert an sich") vor einer rein utilitaristischen Beurteilung aus

allein heutiger Perspektive und heute bestehenden Zwängen zu schützen. Eine solche Evaluation der Statusbestimmung wissenschaftlicher Sammlungen bezweckt in erster Linie, die Qualität dieser Statusbestimmungen und damit indirekt der wissenschaftlichen Sammlungen selbst zu sichern. Gleichzeitig eröffnet sie die Möglichkeit einer Vergleichbarkeit zwischen den wissenschaftlichen Sammlungen und regt dadurch — nicht zuletzt — auch Konkurrenz zwischen vergleichbaren wissenschaftlichen Sammlungen an. Ein solches Evaluationsinstrument überprüft die qualitative Einordnung wissenschaftlicher Sammlungen im Hinblick auf deren Nutzbarkeit und Nutzung für die Forschung und bietet den Sammlungen die Möglichkeit zur forschungsadäquaten Optimierung der Sammlung und des Sammlungsumfeldes. Ein mögliches Ziel solcher Evaluierungsmaßnahmen könnte zum Beispiel eine *Zertifizierung* wissenschaftlicher Sammlungen hinsichtlich ihrer Tauglichkeit als Forschungsinfrastruktur sein.

Hinsichtlich einer solchen möglichen Zertifizierung wissenschaftlicher Sammlungen stellt sich die Frage, auf welche Weise eine den Sammlungen angemessene Evaluation der Statusbestimmungen der jeweiligen Sammlungen durchgeführt werden kann. Die Arbeitsgruppe schlägt dazu einen Kriterien-Katalog mit fünf verschiedenen Leitthemen vor.

- *Vergleichbarkeit*: Es müssen nicht notwendigerweise alle wissenschaftlichen Sammlungen miteinander vergleichbar sein. Große naturwissenschaftliche Sammlungen haben andere infrastrukturelle Voraussetzungen als zum Beispiel geisteswissenschaftliche Sammlungen. Eine Vergleichbarkeit über alle wissenschaftlichen Sammlungen hinweg ist deshalb gar nicht gegeben. Das Vorhandensein einer disziplinspezifischen, den Forschungsabläufen angemessene Infrastruktur sollte so angegeben werden, dass interessierte Forscher die Sammlungen innerhalb ihres Fachbereichs vergleichen können.
- *Differenzierung / Priorisierung* einzelner Kriterien: In der Diskussion der Arbeitsgruppe taucht die Frage auf, ob es sinnvoll sei, alle Kriterien gleich zu gewichten.
  - > So ist es beispielsweise fraglich, ob alle wissenschaftlichen Sammlungen ihren *Forschungsnutzen für internationale Forschungszwecke* anbieten sollen und können. In einigen Fällen sind Sammlungen thematisch primär für nationale oder regionale Forschungsinteressen von Bedeutung. Die Arbeitsgruppe einigt sich auf den

Vorschlag, diesbezügliche Angaben in den Statusbestimmungen auszuweisen, sie jedoch nicht als Kriterium für die Evaluation der Statusbestimmungen beizuziehen.

- > Einen ähnlichen Vorschlag betrifft Angaben zur *prospektiven Bedeutung* einer Sammlung. Insbesondere bei solchen wissenschaftlichen Sammlungen, die sich im Aufbau befinden, ist eine solche Einschätzung selbst mittelfristig oftmals von zu vielen, wenig oder gar nicht beeinflussbaren Randbedingungen abhängig.
  - > Jedoch ergibt die Diskussion der Arbeitsgruppe, dass die *Darstellung der Konzeption einer wissenschaftlichen Sammlung* ein relevantes Evaluationskriterium ist. Daraus soll deutlich ersichtlich werden, dass es sich bei der dargestellten Sammlung um eine dauerhafte Institution handelt, der ein personenunabhängiges, zeitlich längerfristiges Konzept unterliegt. Eine deutliche Absage wird an solche Konzepte erteilt, die konzeptionell von den Interessen (oder Desinteressen) des jeweils gerade amtierenden, für die Sammlung verantwortlichen Lehrstuhlinhabers geprägt werden.
- *Ziel- bzw. Zwecksetzung*: Als Ziel bzw. Zweck einer Evaluation der Statusbestimmungen könnte eine *Zertifizierung wissenschaftlicher Sammlungen* stehen. In diesem Fall müsste dem Kriterium der Eignung der evaluierten Sammlung für Forschungsarbeiten eine hervorgehobene Bedeutung zugemessen werden. Im Falle einer solchen Zertifizierung spielen beispielsweise die folgenden Punkte eine wichtige Rolle:
- > Wie ist der Erfassungszustand der Sammlung? Enthält die Sammlung seltene epistemisch relevante Objekte des Fachbereichs? Über welche Mengen bestimmter epistemischer Objekten verfügt die Sammlung? Verfügt die Sammlung für einen bestimmten Objekttypus über eine vollständige genealogischen Linie? etc.
  - > Verfügbarkeit der epistemischen Objekte: Wie sind die Sammlungsobjekte zeitlich verfügbar? Sind die Objekte digitalisiert? Ist invasives Arbeiten grundsätzlich möglich? etc.;
  - > Wie sind die Arbeitsmöglichkeiten vor Ort?

## Vorschlag eines Modells für eine Zertifizierung wissenschaftlicher Sammlungen

Die Diskussion in der Arbeitsgruppe über den Vorschlag, eine Zertifizierung wissenschaftlicher Sammlungen einzurichten, wirft die folgenden Fragen und Problembereiche auf:

- Wer besitzt aktuell Befugnisse, wissenschaftliche Sammlungen zur Evaluation zu verpflichten?
- Wer besitzt insbesondere die notwendigen politischen und juristischen Kompetenzen, eine Zertifizierung wissenschaftlicher Sammlungen durchzusetzen?
- Welche wissenschaftspolitische Instanz könnte heute als *zertifizierungskompetente Instanz* auftreten?

Um allfällige Interessenkonflikte gar nicht erst aufkommen zu lassen — und im Sinne der Selbstorganisation —, wird die Form der *Selbstverpflichtung* der Träger bevorzugt. Aus einer solchen Selbstverpflichtung der Träger wissenschaftlicher Sammlungen bietet sich konsequenterweise die *Selbst-Evaluation* als Form an. Diese kann durch die Sammlungsträger und -verantwortlichen der wissenschaftlichen Sammlungen selbst in Form von *regelmäßigen Jahres- bzw. Status-Berichten* vorgenommen werden. Solche regelmäßige Berichte informieren nicht nur interessierte Forschende über Forschungsmöglichkeiten, sondern sie können Sammlungsverantwortlichen bzw. Sammlungsbeauftragten auch *als Instrument für die Führung und konzeptionelle Weiterentwicklung der Sammlungen* dienen.

Zusätzlich zu solchen Jahres- bzw. Status-Berichten als Führungs- und Entwicklungsinstrument ist — im Sinne der Qualitätssicherung der Sammlung — zu überlegen, ob sich wissenschaftliche Sammlungen nicht grundsätzlich durch *wissenschaftliche Beiräte* begleiten lassen sollten. In einem solchen Beirat könnten neben ortsgebundenen, sammlungsaffinen Personen auch externe Sammlungsnutzer auftreten. Um einen hohen *Know-how-Umsatz* zu generieren und zu garantieren — und damit die Sammlung laufend an gewisse aktuelle (Forschungs-)Bedürfnisse anzupassen —, bietet sich die Befristung der Einsitznahme in die wissenschaftlichen Beiräte an. Eine der Aufgaben dieser wissenschaftlichen Beiräte könnte darin bestehen, in einem bestimmten periodischen Abstand (z.B. zweijährlich) eine Überprüfung der Zertifizierungs-klassifikation der betreffenden Sammlung vorzunehmen.

Als sichtbarer Zertifizierungsausweis wird in der Gruppendiskussion der Vorschlag eines Labels wie der "*blaue Engel der Sammlungen*" vorgebracht. Durch eine abstufende Kategorieneinteilung (A / B / C) könnten mit einem solchen Label bestimmte Eigenschaften der jeweiligen wissenschaftlichen Sammlung als Forschungsinfrastruktur ausgedrückt werden. Es soll also nicht nur die Qualität der (wissenschaftlichen) Sammlung als Ganze im Zertifikat ausgedrückt werden, sondern ebenso deren Eignung für wissenschaftliches Arbeiten. Das Label eines solchen "blauen Engels" ließe sich in den Internetauftritten der Sammlungen als schnelles Erkennungsmerkmal verwenden. Die entscheidende Idee hinter diesem Zertifizierungsausweis besteht darin, dass die Verantwortlichen und die Beiräte der wissenschaftlichen Sammlungen damit interessierten Wissenschaftlern Auskünfte geben können, in welchem Zustand die nachgefragte wissenschaftliche Sammlung sich als Forschungsinfrastruktur befindet.

Als Vorschlag wie die (wissenschaftlichen) Sammlungen eine solche Zertifizierung erreichen können wird angeregt, über das BMBF, die DFG, eine interessierte Stiftung oder einen (sammlungs-)externen Sponsor für eine zeitlich befristete Periode (bspw. 10 Jahre) in der Höhe gedeckelte Gelder abrufbar zu machen, um eine Erst-Zertifizierung voranzutreiben. Mit der Zuweisung von Geldern verpflichtet sich die Sammlung zur Durchführung des Zertifizierungsverfahrens/Evaluationsprozesses.